



KEIN PLATZ FÜR GEWALT

Wenn Training Hunden Angst macht

Cassandra Schiller erklärt, warum jede Form von positiver Strafe im Hundetraining gleichzusetzen ist mit Gewalt und warum es schlicht keine sinnvolle Rechtfertigung für ihren Einsatz gibt.

VON CASSANDRA SCHILLER

Bis in die 1980er Jahre hinein war es durchaus üblich Babys und Kleinkinder ohne den Einsatz schmerzstillender Mittel zu operieren. Weshalb? Man nahm an, dass das Nervensystem in diesem Alter noch keinen Schmerz empfinden könne. Gruselig oder?

Aus derselben oder zumindest nah angrenzenden Zeit stammen eine Menge der Erkenntnisse zu Hunden, auf deren Basis noch heute die verschiedensten aversiven „Trainingsmethoden“ Anwendung finden. Das gilt auch für diverse Fachliteratur, die zu ihrer Zeit spektakulär gewesen sein mag, heute aber zwingend in einem historischen Kontext betrachtet werden muss, wie es Christoph Siegenthaler vom Treuhundbüro vor einiger Zeit so treffend formulierte. Doch ebenso, wie wir mittlerweile wissen, dass auch das Nervensystem von Babys und Kleinkindern Schmerz empfinden kann, wissen wir heute eine ganze Menge Dinge über Hunde, die uns damals noch nicht zu-

gänglich waren. Und während bei dem ersten Fakt kaum jemand eine Diskussion darüber beginnen würde, wieviel Relevanz das Wissen der Gegenwart hat, müssen wir um das Wohlergehen von Hunden noch immer täglich kämpfen. Weshalb eigentlich?

Wissenschaft und Ethik

Der Umgang mit Hunden ist nie neutral. Er spiegelt (in Teilen) unser Wertesystem wider und kann durchaus etwas über unsere Einstellung zu Dingen wie Verantwortung, Beziehungsgestaltung, Macht(missbrauch) und Kontrolle verraten. Wie wir mit Hunden umgehen, zeichnet sich durchaus auch in anderen Bereichen unseres Lebens ab, vor allem dort, wo wir uns in sozialen Kontexten bewegen. Im Hundetraining treffen überholte Vorstellungen, emotionale Projektionen und wissenschaftliche Verleugnung dann aber häufig so ungebremst aufeinander, wie in kaum einem anderen Lebensbereich. Während sich unser Wissen über das emotionale, soziale und kognitive Erleben von Hunden in den vergangenen Jahrzehnten fundamental verändert hat, sind viele Trainingspraktiken auf einem Stand geblieben, der heute weder biologisch noch ethisch haltbar ist

und trotzdem vielerorts rigoros verteidigt wird.

Noch immer dominiert in weiten Teilen der Hundewelt die Vorstellung, dass die menschlichen Erwartungen an das Verhalten eines Hundes zwingend „durchgesetzt“ werden müssen. Altertümlich verwendete Begriffe wie Gehorsam oder Rudelführung werden dabei selten hinterfragt, sondern als selbstverständliche Basics vorausgesetzt. Wer diese Begriffe benutzt, suggeriert eine klare Linie und beruft sich auf einen angeblich artgerechten Umgang mit dem Hund, verschweigt aber, dass sie auf einem vollkommen asymmetrischen Machtverständnis beruhen. Der Hund wird einfach (und) funktional gedacht, als Objekt, das angepasst werden muss, damit es reibungslos in den menschlichen Alltag passt. Was der Hund erlebt, fühlt oder bewältigen kann, spielt dort keine oder bestenfalls eine untergeordnete Rolle.

Doch die moderne Verhaltensbiologie zeichnet ein anderes Bild. Wir wissen seit Langem, dass Hunde hochsoziale Säugetiere sind und hochentwickelte emotionale Verarbeitungsmechanismen besitzen, die jenen von uns Menschen ausgesprochen nahekommen. Das Verhalten von Hunden ist dementsprechend nicht isoliert steuerbar, sondern das Ergebnis eines Zusammenspiels aus neurobiologischen Dispositionen, Lernerfahrungen, aktueller emotionaler Lage, sozialem und situativem Kontext und vielem mehr. Es ist zudem nie eine Entscheidung gegen den Menschen, sondern immer eine Reaktion auf Bedingungen. Diese Erkenntnis ist nicht neu, wird aber im aversiven Training nach wie vor vehement ignoriert – und in weiten Teilen sogar konkret geleugnet.

Überholte Dominanzmodelle

Ein zentraler Wendepunkt im Umgang mit Hunden und somit auch in der Entwicklung des Hundetrainings war die Abkehr von hierarchischen Dominanzmodellen. Die Annahme, Hunde strebten nach Rangordnung oder müssten in eine soziale Hierarchie „eingewiesen“ werden, geht auf Wolfsbeobachtungen in Gefangenschaft zurück, die längst als methodisch fehlerhaft gelten. Langzeitstudien an freilebenden Wölfen zeigten, dass soziale Gruppen keine Machtpyramiden, sondern Familienverbände sind, die kooperativ zusammenarbeiten und -leben. Beobachtungen freilebender Hundegruppen zeigten ebenfalls, dass diese kooperativ zusammenleben, nicht in dominanzabhängigen Sozialhierarchien. Es hat demnach einen guten Grund, dass die Dominanztheorie seit Jahrzehnten als überholt gilt; obendrein erklärt sie weder alltägliches Verhalten noch Konflikt dynamiken im Mensch-Hund-Zusammenleben.

An ihrer Stelle rückte zunehmend die Bindungsforschung in den Fokus – mit erstaunlichen Ergebnissen. Sie zeigte unter anderem, dass Hunde gegenüber ihren Bezugspersonen Verhaltensmuster zeigen, die funktional jenen von menschlichen Kleinkindern ähneln. So suchen Hunde in unsicheren Situationen die Nähe ihrer Bezugsperson, orientieren sich emotional an ihr und nutzen sie als sichere Basis, von der aus Exploration möglich wird.

Bindung und Sicherheit

Diese Erkenntnisse haben weitreichende Konsequenzen. Wenn wir davon ausgehen, dass eine verlässliche Bin-

dung und Sicherheit zentrale Bedürfnisse von Hunden sind und ihre Erfüllung somit eine Voraussetzung für (effizientes) Lernen ist, dann verliert jedes Trainingsmodell an Legitimität, das auf Angst, Bedrohung oder Kontrollverlust basiert. Dennoch werden aversive Methoden weiterhin eingesetzt und häufig verharmlost. Gewalt im Hundetraining wird dabei fälschlicherweise meist eng definiert, etwa als sichtbarer Schmerz oder körperliche Misshandlung. Tatsächlich beginnt sie jedoch weit früher, denn Einschüchterung, soziale Isolation, das Ignorieren von Stresssignalen oder das Erzwingen von Verhalten greifen tief in die (psychische) Integrität des Hundes ein, auch wenn sie keine unmittelbar sichtbaren Spuren hinterlassen.

Gewalt – eine Begriffsbestimmung

Eine sachliche Auseinandersetzung mit Gewalt im Hundetraining setzt also eine fachlich präzise und funktionale Begriffsbestimmung voraus. Eine Reduktion auf körperlichen Schmerz oder grobe physische Einwirkung ist hierbei weder wissenschaftlich haltbar noch geeignet, die tatsächlichen Wirkmechanismen zu erfassen, über die Verhalten beim Hund beeinflusst wird. Sie verkennet zentrale Erkenntnisse aus der Verhaltensbiologie, der Stressforschung und der Lernpsychologie und trägt maßgeblich dazu bei, dass gewaltvolle Praktiken im Alltag fortbestehen, ohne als solche benannt zu werden.

Aus fachlicher Perspektive ist Gewalt auch keine Frage der Intensität, sondern der Funktion und des Erlebens. Entscheidend ist demnach nicht, wie eine Einwirkung vom Menschen be-



Entscheidend ist, wie der Hund ein Verhalten des Menschen empfindet, nicht was der Mensch damit beabsichtigt hat. (Foto: shutterstock / Mary Swift)

schrieben wird oder gemeint ist, sondern ausschließlich die Emotion, über die die Wirkung entfaltet.

Gewalt liegt immer dann vor, wenn Verhalten primär über die Erzeugung aversiver innerer Zustände wie Angst, Bedrohung, Unsicherheit oder Kontrollverlust beeinflusst wird. Auch der systematische Entzug von Handlungsmöglichkeiten ist als gewaltsame Einwirkung zu betrachten, ebenso natürlich das Hinzufügen physischen Schmerzes, denn relevant ist stets die Wirkung auf das emotionale, kognitive und neurobiologische System des Hundes.

Somit bezeichnet Gewalt im Hundetraining jede Form tatsächlicher oder angedrohter Einflussnahme, durch die Verhalten über aversive innere Zustände gegen den Willen des Hundes gesteuert wird.

Wirkung statt Absicht im Fokus

Diese funktionale Definition von Gewalt deckt sich nicht nur mit der Mehrzahl der im Humanbereich in juristischen Kontexten verwendeten Definitionen, sondern löst den Begriff auch bewusst von moralischen Zuschreibungen und emotionalen Bewertungen, da sie keine Absicht, sondern eine Wirkung beschreibt. Gewalt ist somit nicht zwingend das, was Menschen als solche empfinden oder bezeichnen, sondern das, was im Organismus des Hundes als solche wahrgenommen wird (unabhängig davon, ob sie vom Hund als solche benannt werden kann). Sie ist damit unabhängig von Motivation, Rechtfertigung oder subjektivem Empfinden der handelnden Person. Auch gut gemeinte, vermeintlich notwendige oder

als pädagogisch sinnvoll verstandene Einwirkungen können Gewalt darstellen, wenn sie auf der Erzeugung aversiver Zustände beruhen, denn die einzige Wahrnehmung, auf die es hierbei ankommt, ist die des Hundes. Aus dieser Perspektive lässt sich Gewalt im Hundetraining in mehrere Formen unterteilen.

Physische Gewalt umfasst direkte körperliche Einwirkungen, die auf die Unterdrückung oder „Korrektur“ von Verhalten abzielen. Dazu gehören nicht nur in der breiten Öffentlichkeit als solche wahrgenommene schmerzhafte Maßnahmen, sondern auch solche, die oft als „leicht“ oder „nicht schmerzhaft“ beschrieben werden, sofern sie vom Hund als aversiv erlebt werden und auf Vermeidung oder Unterordnung abzielen. Beispiele hierfür sind das Rucken an der Leine, das Piksen in die Seite, der bewusste Einsatz von Zug auf dem Halsband und vieles mehr. Physische Gewalt bringt kein Alternativverhalten vor, sondern führt zur Verhaltenshemmung, weil der Hund versucht körperlichen Einwirkungen zu entgehen.

Psychische oder emotionale Gewalt wirkt über Einschüchterung, Bedrohung oder die gezielte Erzeugung von Unsicherheit und emotionalem Druck. Sie wird beispielsweise in Form von Blocken, vor dem Hund aufbauen oder auch vielfältige Wege des Erschreckens (Wasser spritzen, Dinge auf den Boden werfen, laute Geräusche erzeugen o.ä.) eingesetzt und nimmt Einfluss auf das Verhalten des Hundes, indem sie dieses hemmt. Wie die übrigen Gewaltformen wirkt ihr Einsatz nicht nur situativ, sondern hat oft langfristige Folgen

für die Gesundheit und das Wohlbefinden des Hundes sowie die Bindungsqualität zur Bezugsperson.

Die strukturelle (oder systemische) Gewalt wird im Alltag besonders häufig übersehen und ist gesellschaftlich stark normalisiert. Sie entsteht überall dort, wo dem Hund systematisch Wahlmöglichkeiten genommen werden und er einen Kontrollverlust erlebt, beispielsweise dann, wenn Rückzug verhindert wird, wenn Distanz oder Nähe nicht selbstbestimmt erlaubt sind, wenn Situationen unausweichlich gemacht werden (beispielsweise Hundebegegnungen) oder wenn jede mögliche Reaktion mit negativen Konsequenzen verknüpft ist. Auch hier kann der Hund nicht lernen, welches Verhalten erwünscht ist, sondern lediglich, dass er keine wirksamen Handlungsoptionen besitzt. Sie verändert somit die Weise, wie Hunde ihre Umwelt wahrnehmen und auf sie reagieren. Ein zentrales Element der strukturellen Gewalt ist der Verlust von Selbstwirksamkeit. Selbstwirksamkeit beschreibt die Erfahrung, durch eigenes Verhalten Einfluss auf die Umwelt nehmen zu können. Sie ist eine grundlegende Voraussetzung für (effektives) Lernen, Anpassungsfähigkeit und emotionale Stabilität. Wird sie systematisch untergraben, kann es zu einem Zustand kommen, der als erlernte Hilflosigkeit beschrieben wird.

Final eine der unsichtbarsten und für ein soziales Säugetier wie den Hund mitunter am schwersten zu ertragenen Gewaltformen: **die soziale Gewalt**. Das Sicherheitsgefühl von Hunden entsteht, ebenso wie ihr emotionales Gleichgewicht, im Kontext des

sozialen Gefüges, in dem sie leben. Ihre menschliche Bezugsperson ist hierbei ein zentraler Faktor. Wird die Bindung zu dieser gezielt als Mittel zur Verhaltenssteuerung eingesetzt (beispielsweise durch strafenden Aufmerksamkeitsentzug, Ignorieren als Erziehungsmethode oder „raumverwaltende“ Ausgrenzung), greift dies tief in die emotionale Stabilität des Hundes ein. Besonders problematisch wird dies in Settings, in denen der Hund ohnehin in besonderem Maße Unterstützung benötigt.

Die verschiedenen Gewaltformen treten selten isoliert voneinander auf, sondern sehr viel häufiger in Mischformen sowie einander überlagernd. So unterschiedlich sie jedoch sowohl in der „Anwendung“ als auch im Erleben des Hundes in Erscheinung treten können, verbindet sie, dass sie dem Wohlergehen des Hundes schaden und seine Bedürfnisse unterminieren – und zwar vollkommen unnötig, denn es sind seit vielen Jahren für jedes denkbare Trainingssetting gewaltfreie Alternativen bekannt.

Positive Strafe als Gewaltinstrument

Vor diesem Hintergrund lässt sich der Einsatz positiver Strafe im Hundetraining fachlich eindeutig einordnen. In der Lerntheorie bezeichnet positive Strafe das Hinzufügen eines aversiven Reizes mit dem Ziel, die Auftretenswahrscheinlichkeit eines Verhaltens zu senken. Entscheidend ist dabei nicht die Art des Reizes, sondern seine Wirkung: Der Reiz muss für den Hund unangenehm, bedrohlich oder stressauslösend sein, damit er verhaltenshemmend wirkt. Genau hierin



Auch Einschüchterung und Bedrohung ist Gewalt. (Foto: shutterstock / Fo_De)

liegt die strukturelle Übereinstimmung von positiver Strafe und Gewalt. Positive Strafe wirkt ausschließlich über die Erzeugung aversiver Zustände. Ein Reiz, der nicht als aversiv erlebt wird, kann keine strafende Wirkung entfalten. Damit erfüllt jede wirksame positive Strafe per Definition die funktionalen Kriterien von Gewalt: Sie beeinflusst Verhalten über Angst, Bedrohung, Unsicherheit oder Kontrollverlust. Ob dieser Zustand durch körperliche Einwirkung, durch soziale Bedrohung, durch akustische Reize, durch psychischen Druck oder durch andere Mittel erzeugt wird, ist für die fachliche Einordnung unerheblich. Relevant ist allein, dass Verhalten durch Vermeidung eines aversiven Erlebens gesteuert wird. Der häufig vorgebrachte Versuch, positive Strafe von Gewalt abzugrenzen, beruht in der Regel auf einer Vermischung von Begriffen oder der simplen Unkenntnis darüber, was „Gewalt“ oder „positive Strafe“ per Definition voraussetzen.

Positive Strafe unterscheidet sich von (anderen) Gewaltformen weder in ihrer Funktion noch über ihren Wirkmechanismus, sondern lediglich durch ihre Verpackung und gesellschaftliche Akzeptanz. Darüber hinaus ist Gewalt auch keine moralische Kategorie, sondern vielfach definiert, unter anderem von der Weltgesundheitsorganisation, aber auch in vielen juristischen Zusammenhängen. Aus fachlicher Sicht ist positive Strafe daher nicht lediglich eine von mehreren Trainingsoptionen, sondern schlicht eine Form der Gewaltanwendung. Sie erfüllt alle funktionalen Kriterien: Sie wirkt über aversive Zustände, erzeugt Angst oder Unsicherheit, entzieht dem Hund Handlungsspielräume und untergräbt seine Selbstwirksamkeit. Sie steht damit in direktem Widerspruch zu den Erkenntnissen moderner Verhaltensbiologie, zu den ethischen Anforderungen an den Umgang mit einem fühlenden Lebewesen und, nach der hier dargelegten Definition,

zu in Deutschland, Österreich und der Schweiz geltendem Recht. Eine klare Benennung dieser Zusammenhänge ist notwendig, weil die Normalisierung positiver Strafe maßgeblich dazu beiträgt, Gewalt im Hundetraining unsichtbar zu halten. Solange sie als legitimes Werkzeug betrachtet wird, bleibt Gewalt strukturell verankert.

Typische Rechtfertigungen positiver Strafe

Die anhaltende Verwendung positiver Strafe im Hundetraining wird selten offen als Gewalt benannt. Stattdessen stützt sie sich auf eine Reihe wiederkehrender Argumentationsmuster, die schon bei geringfügig genauerer Betrachtung weder lerntheoretisch noch verhaltensbiologisch haltbar sind. Diese Rechtfertigungen erfüllen vor allem eine Funktion: Sie verschieben die Verantwortung für gewaltsames Handeln, indem sie die Wirkung des eingesetzten Mechanismus auf dessen Ausgestaltung verlagern und erzeugen so den Eindruck, Gewalt sei vermeidbar, wenn sie nur „richtig“ angewendet werde. Ein Paradoxon in sich. Wir schauen uns hierzu einige populäre Beispiele an:

„Strafe ist nur Kommunikation und wird vom Hund nicht emotional bewertet.“

Diese Annahme widerspricht grundlegenden Erkenntnissen der Neurobiologie. Hunde verarbeiten Reize nicht abstrakt oder symbolisch, sondern affektiv. Jeder Reiz, der Verhalten unterdrückt, tut dies, weil er vom Hund emotional negativ bewertet wird. Die Vorstellung, ein Hund könne eine Strafe „sachlich“ oder „neutral“ aufneh-



(Foto: shutterstock / Lazy_Bear)

Problemverhalten wird oft als Rechtfertigung für den Einsatz von Strafe herangezogen.

men, ignoriert die Funktionsweise des limbischen Systems völlig. Lernen ist immer emotional besetzt. Ein Reiz ohne emotionale Bedeutung kann keine strafende Wirkung entfalten. Er kann überhaupt keine Wirkung entfalten.

„Positive Strafe ist notwendig um gefährliches Verhalten schnell zu unterbinden.“

Diese Argumentation vermischt fast immer akute Gefahrenabwehr mit Training. In einer Notfallsituation kann es erforderlich sein, Verhalten unmittelbar zu unterbrechen, um Schaden abzuwenden. Daraus lässt sich jedoch keine Legitimation für den systematischen Einsatz positiver Strafe im Training ableiten. Gefahrenabwehr ist kein Lernprozess. Während Training auf nachhaltige Verhaltensänderung abzielt, unterdrückt positive Strafe das Verhalten situativ, ohne die zugrunde

liegenden Ursachen zu adressieren. Das Risiko, dass das Verhalten unter veränderten Bedingungen erneut oder eskaliert auftritt, bleibt bestehen oder erhöht sich sogar. Und wir wollen einen wichtigen Punkt nicht vergessen: Viele Situationen, in denen positive Strafe mit „Notwehr“ gerechtfertigt wird, sind Situationen, die nur deshalb entstehen, weil die sogenannte „Fachperson“ relevante Faktoren nicht korrekt eingeschätzt hat oder den Hund sogar bewusst in diese Situation gebracht hat, um sich dann selbst zu profilieren. Der Einzige, der in solchen Settings in einer echten Notwehrsituation ist, ist der Hund.

„Positive Strafe ist nur problematisch, wenn sie zu oft eingesetzt wird.“

Diese Behauptung missachtet den Mechanismus, der dahintersteht.

Lernen erfolgt nicht nur durch direkte Erfahrung, sondern auch durch Erwartung. Bereits die Möglichkeit einer Strafe kann Verhalten hemmen, denn der Hund agiert nicht nur im Ereignis selbst, sondern bereits aus der Erwartung möglicher Konsequenzen heraus. Diese latente Bedrohung kann zu erhöhter Wachsamkeit, Stresssensibilisierung und eingeschränkter emotionaler Flexibilität führen. Die Häufigkeit des Einsatzes von positiver Strafe ist daher kein geeignetes Kriterium dazu, die hierdurch ausgelöste Belastung für den Hund zu bewerten.

„Positive Verstärkung funktioniert nicht bei allen Hunden, manche brauchen auch Strafe.“

Diese Behauptung verschiebt nun die Verantwortung vom Trainingsansatz auf das die Strafe erleidende Individuum. Sie ignoriert, dass Lernfähigkeit kein Persönlichkeitsmerkmal, sondern eine Zustandsvariable ist. Hunde lernen unter Stress, Angst und Unsicherheit schlechter, nicht besser. Wenn ein Hund unter belohnungs-basierten Bedingungen kein stabiles Verhalten zeigt, weist dies auf unzureichende Rahmenbedingungen wie unklare Signale, fehlendes Management, Überforderung, unzureichende Verstärkung oder unbeachtete emotionale Belastung hin. Strafe kompensiert diese Defizite nicht, sondern kann sie immens intensivieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die gängigen Rechtfertigungen positiver Strafe auf Fehlbehauptungen beruhen. Sie verwechseln Wirkung mit Lernerfolg, verkennen die Bedeutung emotionaler Prozesse und ignorieren die strukturellen Bedingun-

gen des Mensch-Hund-Verhältnisses. Positive Strafe ist kein neutrales Werkzeug, das bei richtiger Anwendung unproblematisch wäre. Sie ist Gewaltanwendung, deren Nebenwirkungen systematisch ausgeblendet werden, um ihre Fortsetzung zu legitimieren.

Eine konsequent wissenschaftliche und fachliche Perspektive lässt hier jedoch keinen Interpretationsspielraum: Wo positive Strafe gezielt eingesetzt wird, wird Gewalt angewendet.

Lasst uns handeln

In meinem Buch „Kein Platz für Gewalt“ beschäftige ich mich mit diesen und vielen anderen relevanten Themenbereichen rund um das Thema Gewalt im Training und Umgang mit Hunden.

Eine (offensichtliche) Erkenntnis schicke ich voraus: Es gibt keinen Grund für den gezielten Einsatz von Strafe im Umgang und Training mit Hunden. Gar keinen. Alles, das pro Strafe angebracht wird, ist bestenfalls als Rechtfertigung zu werten, denn ihre negativen Folgen wurden ebenso häufig belegt wie ihre wirksamen Alternativen.

Es gibt allerdings gleich eine ganze Menge Gründe (und Möglichkeiten) gegen den Einsatz von Gewalt an Hunden vorzugehen, jede*r für sich und wir alle, die das Wohlergehen von Hunden im Training priorisieren, gemeinsam. Lasst uns also zusammen etwas bewegen.

Oder, um eine meiner liebsten Künstler*innen (wenn auch in einem vollkommen anderen Kontext) zu zitieren: „Steht auf! Es ist höchste Zeit!“ (Joy Denalane, Höchste Zeit)



Buchtipp:

Kein Platz für Gewalt. Wenn Training Hunden Angst macht



Cassandra Schiller, Kynos Verlag, 260 Seiten, ISBN: 978-3-95464-367-7, 28 Euro

Wo beginnt Gewalt? Bei „Gewalt“ denken viele an Leinenruck, Würgehalsband, Tritte oder Schlimmeres. Doch Gewalt beginnt viel früher – in vielen kleinen Handlungen, die noch immer vielerorts als „Konsequenz“, „Notwendigkeit“ oder „natürlicher Umgang“ gelten. Sie findet statt, wenn wir unsere Hunde ignorieren, überfordern, körperlich begrenzen und auf Funktionalität reduzieren. Auf Basis aktueller Forschung verbindet Kein Platz für Gewalt Verhaltensbiologie, Psychologie und Ethik zu einem neuen Verständnis von Hundetraining. Es beleuchtet die emotionale Welt unserer Hunde, erklärt, wie Lernen, Bindung und Stress zustande kommen und räumt mit hartnäckigen Mythen über Dominanz, Alpha-Theorien, „Balanced Training“ und viele weitere schädliche Praktiken auf.



(Foto: privat)

CASSANDRA SCHILLER ...

... ist Polizeibeamtin, Hundetrainerin und Verhaltensberaterin sowie Mitbegründerin der Berliner Hundeschule Dogxytocin®. Ein Schwerpunkt ihrer Arbeit ist die Aufklärung über Trainingshintergründe und schädliche Ansätze im Hundetraining sowie die Fortbildung von Hundehalter*innen und -trainer*innen, um diese dazu zu befähigen tierschutzrelevante Trainingsansätze eigenständig zu erkennen. Sie ist zudem die Begründerin der Initiative Kein Platz für Gewalt, einer neuen, multimedialen Plattform für Trainer*innen, Hundehalter*innen und alle anderen, die sich für evidenzbasiertes, gewaltfreies Hundetraining einsetzen möchten. Wenn auch du aktiv daran mitwirken oder das Logo der Initiative auf deiner Website tragen möchtest, schau gern auf www.dogxytocin.de/kein-platz-fuer-gewalt vorbei oder schreibe eine Email an keinplatzfuer-gewalt@dogxytocin.de